

und jenseits davon zum kleinen gepflasterten Hafen mit seinen malerischen Booten.

Ein feiner Sprühregen lag in der Luft – ein Resultat des aufgeweichten Meers – und durchnässte ihr Haar und ihr dünnes Nachthemd, das dem Wind trotzend an ihrem Körper klebte. Sie blind an den zackigen Felsen vortastend, machte sie sich auf den Weg nach unten, geleitet von dem schwachen Flackern, das, wie sie jetzt sah, aus dem hohen schmalen Turm drang, der an einem Ende des kleinen Hafens aufragte. Zum Glück führte dieser dunkle Weg direkt zu einer Treppe hinunter in den Hafen. Erst dort ging es nicht weiter: Eine Tür verschloss den Zugang zu der kleinen Betonplattform, von der aus man im Meer schwimmen konnte.

Desorientiert durch die flackernden, jagenden Wolkenschatten erreichte sie die Treppe

schneller als erwartet und wäre beinahe kopfüber hinuntergefallen. Sie musste sich an den Felsen festklammern, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und rieb sich dabei die Unterarme auf. Sie kniff einen Moment lang die Augen zu und umklammerte die aufgeschürften Arme. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals. Das wäre beinahe schiefgegangen. Auf einmal zitterte sie vor Kälte. Hier unten war sie vor dem heißen Wind aus der Sahara geschützt und fror nun in ihrem dünnen, nassen Hemd.

Ein Laut – eine Art Schluchzen? – ließ sie erschrocken aufhorchen. Sie lauschte angestrengt. Ein Geräusch, als würde Haut über Stein reiben, und dann ein scharfes Kratzen wie das Verrücken eines Möbelstücks. Sie schlug die Hand auf den Mund wie als zusätzliche Vorsichtsmaßnahme. Schwere Atemzüge, ein

Keuchen, drangen an ihr Ohr.

Sie stand da wie zur Salzsäule erstarrt. Was immer sich da abspielte, was immer dort vor sich ging, hatte nichts mit dem Gewitter zu tun. Die schmalen, schießschartenähnlichen Fenster der Treppe besaßen Gitterstäbe, waren ansonsten aber den Elementen schutzlos ausgeliefert. Die Stufen jedoch führten gebogen wie eine Wirbelsäule nach unten. Von dort, wo sie stand, konnte sie den Hafenboden nicht erkennen. Was immer sich da im Dunkel der Nacht, im Wüten des Sturms abspielte, es geschah im Verborgenen.

Sie warf einen Blick zurück in die undurchdringliche Finsternis. Sie wusste, dass sie umkehren sollte. Wusste, dass, was immer da vor sich ging, nichts mit ihr zu tun hatte. Das ging sie nichts an. Sie war achtzehn Jahre alt, hatte das ganze Leben noch vor sich.

Das Keuchen wurde lauter, verzweifelter ...
Sie wandte sich um. Bloß weg hier.

»Hilfe ...!« Wie ein Hauch drang es in der Dunkelheit an ihr Ohr – und nur an ihres.

Mit weit aufgerissenen Augen fuhr sie herum, einer Panik nahe. Hatte man sie gehört? Hatte sie sich verhört? Bei dem Wind konnte man sich leicht täuschen. Aber ihre Augen, die täuschten sich nicht. Alles in ihr schrie danach, auf Teufel komm raus umzukehren, drei Stufen auf einmal zu nehmen und die Treppe hinaufzurennen, zurück in die vergleichsweise sicheren Arme des Sturms. Angst drang von dort unten zu ihr herauf, sie spürte es ganz deutlich. Wie Efeuranken kam sie angekrochen, um sie zu umschlingen.

Noch war sie unentdeckt, unsichtbar und doch bereits Teil des Geschehens. Ihr Verstand rief ihr zu wegzulaufen, doch schon setzten sich

ihre Füße in Bewegung, führten sie gegen ihren Willen weiter nach unten in die Stille, während über ihr der Sturm toste. Zitternd wie Espenlaub ging sie voran, in dem Bewusstsein, dass sie sich mit jedem Schritt weiter von ihrem Weg entfernte.

Sie bog um eine Ecke. Zwei Augenpaare starrten ihr entgegen. Und sie trat heraus aus der Finsternis.